

Prof. Dr. Dorothea Wendebourg, Humboldt-Universität zu Berlin

4. Sonntag nach Ostern, Kantate, 3. Mai 2026, 18 Uhr

Liedpredigt zu „Nun ruhen alle Wälder“ (EG 477)

Liebe Gemeinde,

schlafen, sich zur Ruhe legen, Kleider und Schuhe ausziehen, zu Bett gehen – schlafen. Das ist das Leitmotiv, das sich durch die Strophen unseres Liedes zieht. Ein Allerweltsmotiv. Ein Allerweltsvorgang. Kaum etwas ist in unserem Leben so selbstverständlich wie das Schlafen. Etwa ein Drittel unserer Lebenszeit verbringen wir in diesem Zustand, und wir denken meist gar nicht weiter darüber nach – es sei denn, wir schlafen schlecht. Dann gibt es Schlaftabletten, die den Normalzustand wiederherzustellen versprechen. Der Schlaf – in der Tat ein Vorgang, der so selbstverständlich zu unserem Leben gehört wie das Atmen oder das Trinken und Essen. Und das gilt nicht nur für uns Menschen, sondern auch für die Natur: *Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt` und Felder, es schläft die ganze Welt.*

Doch der Schlaf ist nicht nur ein selbstverständliches Element unseres Lebens, er ist auch notwendig für unser Leben. Wir können nicht 24/7, Tag für Tag durchrattern. Schlafen ist Ruhen, Ausruhen – ein anderes Wort, das unser Lied durchzieht, ja, mit dem es einsetzt: *Nun ruhen alle Wälder.* Was das nicht für Vieh und Felder, sondern für uns Menschen heißt, buchstabieren die drei Strophen aus, die wir nach der Predigt singen werden (5-7). Da ist die Rede von den müden, den *matten Gliedern*, die sich nach dem Bett sehnen. Von Kopf, Füßen und Händen, die nach einem anstrengenden Tagewerk froh sind, *daß nun zum Ende / die Arbeit kommen sei*; mit der Geschichte vom Sündenfall nennt der Dichter die *Arbeitsmühe der Sünden Arbeit*, die Adam auferlegte Plackerei, die aus der Übertretung des göttlichen Gebotes folgt; im Schlaf kann sie wenigstens pausieren. Und dann, in Strophe sieben, die schwer verständliche Zeile *Mein Augen stehn verdrossen, im Nu sind sie geschlossen.* Die Zeile ist deshalb so unverständlich, weil das Wort „verdrossen“ heute eine andere Bedeutung hat als zu Paul Gerhards Zeit. Für uns heißt „verdrossen“ „verärgert“, „schlecht gelaunt“. Doch im Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts und hier im Lied ist mit dem Wort etwas anderes gemeint, nämlich „überdrüssig“. Die „verdrossenen Augen“ sind also die Augen, die den ganzen Tag sehen, beobachten, sich auf Nah und Fern, Hell und Dunkel einstellen, Eindrücke und Informationen sammeln – und die nun, dieses Dauergeschäftes überdrüssig, endlich die Lider zuschlagen können. Damit ist gerade diese so fremd wirkende Zeile außerordentlich modern. Denn wann wären die Augen je unter solchen Dauerstreß gesetzt worden wie in unserer handy- und bildschirmverliebten Gegenwart!

Ja, das Augenschließen, das Ruhen und Schlafen, dessen Loblied der Dichter singt, gehört zu den wohltuenden Routinen unseres Lebens. Zugleich gehört es aber auch zu den großen Rätseln unseres Lebens. Wenn wir einschlafen – was erleben wir da? Wenn wir schlafen – was geschieht da mit uns? Mit den Worten des Dichters gefragt: Die Augen sind *geschlossen, wo bleibt dann Leib und Seel?* Sie entgleiten uns, wir entgleiten uns. Das Bewußtsein, die Sinneswahrnehmung, das Wollen, alles entschwindet. Gewiß, im Traum mag sich dann alles Mögliche abspielen, Psychologen und Schlafforscher diagnostizieren bewegtes Leben in des Schläfers Gehirn. Aber für uns sind wir nicht mehr da, wenn wir schlafen. Für uns ist unser Leben nicht mehr da. Den Bruder des Todes hat die antike Mythologie den Schlaf genannt. Hypnos und Thanatos, der Gott des Schlafes und der Gott des Todes, stammen von derselben Mutter. Und die Mutter ist Nyx, die Göttin der Nacht und der Finsternis, die tief in der Unterwelt wohnt, an einem Ort, wo es nie Tag wird, ohne Licht und Geräusch. Ist doch *die Nacht* des Lichtes, *des Tages Feind*.

Und diesem Zustand, liebe Gemeinde, diesem todähnlichen Zustand überlassen wir uns so bereitwillig immer wieder? Geben ohne Zaudern Wachsamkeit und Kontrolle preis, lassen uns wehrlos ins Dunkel fallen? Kleine Kinder, die sich fürchten, wenn sie im Finstern einschlafen sollen, zeigen ein Gespür für das Abgründige, das mit diesem Verlust von Orientierung und Kontrolle verbunden ist. Und doch, wir löschen das Licht, schließen die Augen, lassen uns fallen – und wenn wir etwas fürchten, dann, nicht schlafen zu können; den Todesbruder Schlaf fürchten wir nicht.

Warum ist das so? Die naheliegende Antwort lautet: Den Schlaf fürchten wir nicht, weil wir tausendmal die Erfahrung gemacht haben, daß er nicht der Tod ist. Ja, daß er, Bruder hin oder her, weit entfernt ist vom Tod, vor dem wir uns in der Tat fürchten würden. Denn im Schlaf verlieren wir uns nur für eine kurze Weile, um dann wieder zu uns zu kommen und umso lebendiger in die Welt zu treten. Eine einleuchtende Antwort, und sie ist gewiß nicht falsch. Unser Lied holt weiter aus. Es holt weiter aus, indem es Schlaf und Tod nicht auseinanderrückt, sondern im Gegenteil, indem es sie aufs Engste verbindet. Ja, die Verknüpfung von Tod und Schlaf ist geradezu das Markenzeichen des Liedes. Vier der neun Strophen gehen unmittelbar vom Einen zum Anderen über, lassen den Einen im Anderen sichtbar sein: *Nun geht, ihr matten Glieder, geht hin und legt euch nieder, / der Betten ihr begehrt. / Es kommen Stund und Zeiten, da man euch wird bereiten / zur Ruh ein Bettlein in der Erd.* Das Einschlafen als Vorzeichen des Sterbens, das Bett als Hinweis auf das Grab. Und kurz zuvor heißen *Kleid und Schuhe*, die am Abend ausgezogen werden, *das Bild der Sterblichkeit*.

Bruder Tod und Bruder Schlaf ganz nahe zusammengerückt. Aber nicht, damit der eine den anderen hinabzieht in die Unterwelt ohne Leben und Licht. Nein, unser Lied zeichnet die entgegengesetzte Bewegung, die beide umfangende Bewegung zum Himmel, ins Licht: *Der Tag ist nun vergangen, die güldnen Sternlein prangen / am blauen Himmelssaal; also werd ich auch stehen, wenn mich wird heißen gehen / mein Gott aus diesem Jammertal*. Paul Gerhardt dichtet sein Abendlied im Licht der großen Verheißung, unter der das Christenleben steht, der Verheißung der Auferstehung, des ewigen Lebens in Gottes Gegenwart. All seine Lieder sprechen von dieser Verheißung, viele laufen am Ende darauf zu – denken Sie an das Sommerlied „Geh aus mein Herz und suche Freud“, das den Blick vom Blumengarten zum Himmelsgarten hinaufzieht. In immer neuen Wendungen und Bildern will der Dichter uns, die singende Gemeinde, auf diesen Horizont ausrichten, auf den Horizont der Ewigkeit, vor dem unser zeitliches, sterbliches Leben spielt und auf den es zuläuft.

Paul Gerhardt nennt den Ort und die Umstände unseres sterblichen Lebens ein „Elend“ und ein „Jammertal“. Daß das in seinen Augen nicht alles ist, was sich von der irdischen Welt sagen läßt, zeigt die erste Strophe, zeigen andere Lieder wie unser heutiges Eingangslied (EG 302) oder nochmals „Geh aus mein Herz“ – hier wird auch das Schöne und Erfreuliche an der Welt besungen. Aber es eben nicht alles schön und erfreulich, im Gegenteil. Unser Lied entstand 1647, ein Jahr vor dem Ende des Dreißigjährigen Krieges. Das Elend dieses die deutsche Bevölkerung um ein Drittel dezimierenden Krieges hatten Paul Gerhardt und seine Familie handgreiflich erfahren, Hunger, Seuchen, Gewalt erlebt. In einem Jubellied, das er zum Ende des Krieges schrieb, begegnen die Städte, die das Abendlied friedlich ruhen läßt, als Schutthaufen, die Felder als dürre, wüste Heide. Die Hinterlassenschaft mörderischer Spieße und Schwerter – in der Tat ein „Jammertal“. So Mitte des 17. Jahrhunderts. Aber ist es heute so viel anders? Wir haben nur das Glück, das Spieße und Schwerter ein paar tausend Kilometer entfernt für Schutt und Asche sorgen – dafür mit umso größerer Reichweite. Und Elend anderer Art gibt es ja auch bei uns genug.

Schwere Erfahrungen blieben Paul Gerhardt auch nach dem Krieg nicht erspart – darunter erlittenes Unrecht, beruflicher Abstieg und das frühe Sterben fast aller seiner Kinder. Wenn seine Lieder beinahe durchweg auch Jammer und Elend des Lebens erwähnen, ist das also mehr als dichterische Konvention. Aber diese Hinweise sind gefaßt in Zuversicht. Gesungene Zuversicht, die uns, die wir singen, einbeziehen und mitziehen will.

Woher hat Paul Gerhardt diese Zuversicht, woher haben wir sie, wenn wir meinen, was wir singen?

Die Antwort gibt der Dichter in Strophe zwei. Wo er der untergegangenen Tagessonne hinterher ruft: *Fahr hin! Ein andre Sonne, mein Jesus, meine Wonne, / gar hell in meinem Herzen scheint.* Die Sonne im Herzen – ein dichterisches Bild für den Glauben. Nicht irgendeinen Glauben – die Sonne hat einen Namen, Jesus. Paul Gerhardt nimmt hier ein uraltes Bild auf, schon die frühe Kirche hatte Christus gern als Sonne gepriesen. Und er tut es nicht nur hier. Vielleicht erinnern Sie sich an sein Weihnachtlied „Ich steh an deiner Krippen hier“, wo Jesus, hier das Krippenkind, ganz ähnlich wie im Abendlied als Sonne angesungen wird: „O Sonne, die das werthe Licht des Glaubens in mir zugericht“. Und wo ausgeführt wird, was das heißen soll: Die Sonne hat „mir zu gebracht Licht, Leben, Freud und Wonne“. Ein Leben im Schein des Evangeliums, das uns Gottes Liebe sehen, seine Kraft spüren, mit einer Grundstimmung von Vertrauen und Freude unsere Wege gehen läßt. Gewiß nicht ohne Auf und Ab, ohne mut- und freudlose Phasen. Aber immer wieder von Gottes zuversichtschaffendem Wort gehalten.

Daß Bruder Tod nicht das Feld behält, ist die Botschaft der mittleren Strophen unseres Liedes. Danach kehrt es noch einmal zum Bruder Schlaf zurück, mit dem es begonnen hat – schließlich singen wir kein Begräbnislied, sondern ein Abendlied. Es kehrt so zurück, daß Richtung und Schwung der Zuversicht im Angesicht des Todes auf das Einschlafen, auf das Eintreten in die Dunkelheit der Nacht übergeht: Der Gott, der unser irdisches Leben durch den großen Tod hindurch auf die Ewigkeit zuführt, bringt uns auch gut durch den „kleinen Tod“ in der Nacht. Genauer, wir bitten ihn, daß er uns gut durch die Nacht bringt – in den letzten drei Strophen wird das Lied zum gesungenen Gebet. In mehreren weitgehend biblischen Bildern wird das Gebet vor Gott gebracht: Gott, den der Psalmist Auge und Wächter Israels nennt, möge den Schläfer vor Schaden behüten, wenn dessen eigene, „verdrossene“ Augen geschlossen sind (Ps. 121,4). Jesus, der die Menschen wie eine Henne ihre Küken unter die Flügel nehmen will, möge das nun mit den Betern tun (Mt. 23,37). Und schließlich die Fürbitte, die Bitte um einen *seligen* Schlaf unter Gottes Schutz, von seinen übernatürlichen Waffen und Engeln behütet – nicht nur für uns, die wir singen, sondern auch für unsere Nächsten, wo immer sie sind:

*Auch euch, ihr meine Lieben, soll heute nicht betrüben
kein Unfall noch Gefahr.
Gott lass euch selig schlafen, stell euch die güldnen Waffen
ums Bett und seiner Engel Schar.*

Das schenke Gott uns allen.

Amen.